



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.) : Neuntes
Kapitel : Am Grabe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Uebersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

Neuntes Kapitel.

Am Grabe.

Schlimm ist es, wie doch wohl geschieht,
Wenn Wahrheit sich nach dem Irrtum zieht.



Sylvia war gerade damit beschäftigt, unter Beihülfe einer Schneiderin und einer Modistin die Trauerkostüme zu entwerfen, welche dem tiefen Schmerz um ihre Mutter den achtbarsten Ausdruck gäben, indem sie von elegantem Schnitt und der neuesten Mode entsprechend, zugleich aber jeden Zierrats baar wären, als der alte Kammerdiener ihres Vaters sie hinausrief und ihr in höchster Bestürzung, bleich und athemlos Mitteilung von dem entsetzlichen Funde machte, der sich diesen Morgen in dem astronomischen Thürmchen ergeben hatte.

Sylvia war von großer Selbstbeherrschung und scharfem Verstande, aber diese neue Trauerbotschaft drohte doch sie zu überwältigen, und sie hatte Mühe, eine sie anwandelnde Ohnmacht siegreich zu bekämpfen. Auf den Arm des Dieners gestützt ging sie jedoch entschlossenen Sinnes die Treppen hinauf und betrat, obwohl von Furcht und Schrecken geschüttelt, das unheimliche Gemach.

Ein Schrei entrang sich ihrer Brust, als sie das Furchtbare mit Augen sah: die Leiche ihres Vaters auf der Ottomane, am Boden den zerschmetterten Kelch.

O, schrecklich, schrecklich! rief sie fassungslos, und sank auf einen Stuhl dicht neben der Thür nieder, die Augen mit den Händen verhüllend, um sich über die grauenerregende Wirklichkeit zu täuschen.

In flüsterndem Tone erzählte ihr der Diener, als sie ein wenig Ruhe wieder gewonnen hatte und ihn in stummer Ratlosigkeit anblickte, von der Unruhe und dem Tiefstimm, die seinen verstorbenen Herrn seit Monaten in immer

steigendem Grade verfolgt hatten, von den Umständen, welche seines Wissens das jammervolle Ende begleiteten, und verheimlichte auch nicht den Namen der ihm wohlbekannten Dame, welche um Mitternacht flüchtigen Fußes das Haus verlassen hatte.

Dieser Bericht gab dem weltklugen Mädchen seine ganze Spannkraft wieder. Das Bewußtsein, vor einer Thatfache zu stehen, welche entscheidend für den Namen und Ruf ihres Vaters und der ganzen Familie werden konnte, die Einsicht, daß in ihrer Hand die Möglichkeit liege, das Ereignis mit dem Schleier des Geheimnisses zu verhüllen, dieses Gefühl einer großen Verantwortung, anstatt sie zu beugen und zu verwirren, richtete sie auf.

Sie versicherte sich unter besondern Versprechungen der Verschwiegenheit des alten Mannes, dessen Treue sie als erprobt kannte, und ließ den Hausarzt holen, einen verständigen und geschickten Herrn, zu dessen Freundschaft sie volles Vertrauen hegte und dem sie mit der dringenden Bitte um Beistand alles offenbarte, was sie erfahren hatte und selber schloß.

So gelang es ihr, das plötzliche Abscheiden des Vaters in der Öffentlichkeit als Folge eines Schlagflusses darzustellen und die äußere Ehre zu retten. Nur im engsten Familienkreise ward die Wahrheit bekannt, und nur der Arzt und der alte Kammerdiener wußten um das Büschel bronzefarbenen Haares in der Hand des Toten.

Eine fast unzählige Menge von Beweisen der Teilnahme, Briefe, Telegramme, Kränze, Sträuße, Palmenzweige, strömten im Trauerhause zusammen, dessen größter Saal von den kundigen Beamten der Gesellschaft „Pietät“ in eine Art von Kapelle verwandelt worden war. Schwarze Tücher verhüllten die Wände und sperreten das Tageslicht ab, hunderte von Kerzen brannten auf hohen silberglänzenden Mandelabern und warfen ihren gelblichen Glanz auf den in der Mitte des Saales zwischen einem wahren Gebüsch von grünenden und blühenden Pflanzen aufgebahrten Sarg.

Gewiß, wenn äußerer Anstand und Glanz instande sind, die Augen der Menschen vom Anblick innerer Fäulnis abzuziehen, so hatte die „Pietät“ dies Ziel bei dieser Trauerfeierlichkeit erreicht.

Der ehrwürdig aussehende Herr im schwarzen Frack, welcher an der Spitze der Arbeiter und einer Schaar in Schwarz und Silber gekleideter Träger und Diener stand, ließ einen prüfenden Blick über die ganze Einrichtung hingleiten, wischte den Schweiß von der Stirn ab und trank bedächtig ein Glas Madeira aus, welches ihm der alte Kammerdiener, sein langjähriger Freund, einschenkte.

Schätze, er hat sich selber —? fragte er dann vertraulich den alten Diener, indem er eine bezeichnende Geberde mit der Hand um seinen Hals machte.

Ei bewahre! sagte der Kammerdiener, seinem Versprechen der Verschwiegenheit getreu.

Der ehrwürdige Herr nickte mit dem Kopfe und lächelte wehmüthig. Er hatte so viele Erfahrung, daß ihm der gegenwärtige Fall unzweideutige Anhaltspunkte für seine Meinung gab.

Für einen so jungen Witwer ist's merkwürdig, sagte er. Junggesellen und Witwer thuns selten. Schätze, daß es nicht mehr als fünf Prozent sind. Aber es war wohl die Geliebte?

Der Kammerdiener zuckte die Achseln, that, als verstünde er nicht, und trank mit einem der Feierlichkeit entsprechenden Stöhnen sein eignes Glas aus.

Heda, Müller! rief der ehrwürdige Herr, unzufrieden über solchen Mangel an Vertrauen, einem der Arbeiter zu, rücken Sie doch mal die große Cypresse weiter zurück! Der Herr Pastor Schmidt tritt immer einen Schritt rückwärts, wenn er „Ache“ gesagt hat, und wäre mir gestern beinahe über einen Lorbeer- topf gefallen.

Die Stunde der Feier rückte heran, eine unabsehbare Reihe von Wagen begann die Straße zu füllen, und eine im Hause nicht zu bergende Menge von Leidtragenden strömte zusammen. Als der Zug sich vor dem Hause in Bewegung setzte, zählte die Menge der Folgenden nach Tausenden, und die Straßen drängten sich von Zehntausenden, die den Schmuck des Leichenwagens, die nickenden Büsche auf den Köpfen der Pferde und die Zahl der Wagen anstauten und sich über die Namen der Berühmtesten unter dem Trauergesolge stritten.

Die Nachricht von dem Ableben Frrwischs hatte einen tiefen und schmerzlichen Eindruck auf die Partei gemacht, zu deren angesehensten Führern er gehört hatte, und sie benutzte das prachtvollste Leichenbegängnis, welches seine Familie ihm bereitere, zu einer Kundgebung sowohl ihrer Sympathie für die Bestrebungen des Dahingeshiedenen als auch ihrer eigenen Grundsätze und politischen Anschauungen.

Mehrere seiner Freunde redeten am Grabe, beredete Männer, welche geeignet waren, die Aufzählung der guten Eigenschaften des Verstorbenen mit einer Darlegung des eigenen Standpunktes in religiöser und politischer Hinsicht zu verweben; den meisten Beifall aber fanden die Worte des berühmten Gelehrten, welcher noch vor nicht gar langer Zeit bei Frrwischs opulentem Abendfeste ein für ihn verdrießliches Gespräch über die Erziehung mit Dr. Stahlhardt geführt hatte. Er redete gern in der Öffentlichkeit, denn er besaß bei mancherlei Spezialkenntnissen die Fertigkeit, über vielerlei Gegenstände sich mit den im Publikum beliebten Schlagworten zu verbreiten und seinen Mangel an gründlicher Einsicht durch die Unverzagtheit seines Auftretens zu verdecken, glaubte auch von seinem klanglosen, eintönigen Organ, daß es donnern könne, und traute seinen matten, vorstehenden Augen die Fähigkeit zu, durch die Brille hindurch Blitze zu schleudern.

Er wartete auf den Wink des ehrwürdigen Herrn von der „Pietät,“ daß alle Redner fertig seien, dann trat er vor, um der Feier die Krone aufzusetzen und sprach:

Durch seine Thaten, ihr Leidgenossen, durch die Beweise der Kraft und der Weisheit hat der Abgeschiedene, dessen Verlust wir hier beweinen, die allgemeine Verehrung, deren Zeugen wir sind, hervorgerufen. Und feierlich geleitet hat er seinen letzten Gang vollendet. Uns aber, die wir im andächtigen Kreise seine Ruhestatt umgeben, was ziemt sich uns, außer unsern Thränen? Es soll das Andenken eines solchen Mannes uns, den Zurückbleibenden, ein Schmuck sein wie ihm selbst, dem Verewigten, uns den Lebenden eine wohlwollende Ermahnung, voller Trost im Hinblick auf das Große, das dieser vollbrachte! Es ist ein Andenken voller Ehre, es ist eine Ermahnung voller Ruhm! Edel war seine Abstammung, edel seine Erziehung und Ausbildung, edel waren seine Werke, edel sein Tod!

Ein Sohn Deutschlands war er, ein echter Sohn dieser herrlichen mächtigen Mutter, in deren heimischem Schoße er nun ruht, nachdem sie ihm Gebärende, Amme und Erzieherin gewesen ist. Aus deutscher Scholle stand er auf, in deutscher Scholle ruht er jetzt! Die vornehmste Abstammung, meine Trauergegnossen, das vornehmste Grab! Unter allen Ländern der Erde wird dieses mit Recht als das edelste gepriesen, denn, vom Hauche der Freiheit durchweht, erzeugte es seit Menschengedenken die wackersten Bürger, die tapfersten Krieger, die tiefsten Denker, die edelsten Dichter und — was mehr als alles dies sagen will — die sittlichsten Menschen.

Ein Sohn der Freiheit war er, das begründete seine Kraft. Er entsproß nicht einer Familie, die, stolz auf die Thaten der Ahnen, in ruhmloser Unthätigkeit, im trägen Genuß mühelos ererbter Güter und in dumpfem Beharren bei veralteten Grundsätzen der Vergangenheit pflegt und vor dem Wehen des Geistes der Neuzeit ängstlich die Thüren und Fenster der dumpfen und kalten Stammburg verschließt. Auch entstammte er nicht den niedrigen Lebenskreisen, in denen unter dem Druck trübseliger Armut das ängstliche Erwerben der notdürftigsten Mittel zur Erhaltung des Lebens jedes höhere Aufstreben des Geistes in Fesseln schlägt und in die selbst die leuchtende Sonne der Aufklärung unsrer wunderbar schaffenden Epoche nur durch trübes Glas gebrochen vereinzelte dünne, mißfarbige Strahlen zu senden vermag, um Unzufriedenheit, Neid, Haß gegen die Besseren und aufrührerischen Geist zu erzeugen.

In jenen beiden Lebenskreisen, meine Leidgenossen, in jenen beiden herrscht die Freiheit nicht. Es ist ein Geist der Knechtschaft, der in beiden waltet — hier der Knechtschaft unter dem eigenen blinden Hochmut, dort der Knechtschaft unter dem Mangel.

Nicht in jenen die Erde belastenden und vom Nebel der Tiefen umzogenen Wohnungen stand die Wiege dieses Mannes, sondern sie stand auf der sonnigen Höhe. Die deutsche Bürgerwohnung, meine trauernden Freunde, das eigentlich ist die Höhe, die vom Zeitgeist beschienene, erwärmte und erleuchtete Wohnung, in welcher die echte Geistesbildung herrscht. Die Heimat der Aristokratie des Geistes, die deutsche Bürgerwohnung, sie war der helle, lichte Platz dieser Wiege!

Diese seine Geburt schon war es, welche den Gang seiner Erziehung und Ausbildung herrlich vorschrieb. Denn genährt von frühesten Jugend an mit den geistigen Erzeugnissen der besten Geister der Nation, mit den Schöpfungen von Männern, die inmitten der Anfeindungen kurzfristiger Regierungen und privilegiirter Stände doch mutvoll den ewig neu sich entfaltenden Keim wissenschaftlicher Errungenschaften durch allen Drang und Wust von oben und von unten hindurch zu retten verstanden — genährt von dieser echten, besten, kräftigsten und gesundesten Milch des Wissens und Denkens, entfaltete er schon von früh an selbst jene köstliche Blüte der Freiheit, jenen Mut der Selbsthilfe, jenen Stolz der Unabhängigkeit und Selbständigkeit, welche später so wunderbare Früchte zeugen sollten.

Er war ein Mann, den seine Jugendbildung auf sich selbst anwies, den seine Erziehung die Hilfe von außen her verschmähen ließ, dessen Schwingen durch keinerlei Art von Zunft, durch keinen Kasten-, Sekten- und Standeszwang gebunden und gelähmt ward, dessen Blick sich frühe schärfte, um zu erkennen, daß ein gesunder Staat nur bestehen kann, wo dem Individuum völlige Freiheit der Entwicklung gelassen wird, ohne jede Beschränkung, ohne jede Hilfe, ohne jede Leitung der Regierung.

Darum wurde er, was er war.

Mit hellem Auge, mit fester Hand, mit echtem Bürgerherzen trat er ein in den großen Kampf der Zeit. Er sah, wo es seinem Volke fehlte, er griff ein, wo es Not that, er fühlte, daß er im Rechte war, wenn er für die Entwicklung unsrer sozialen Zustände, für die Entwicklung der ganzen Kulturepoche in freiheitlichem Sinne kämpfte.

Und erstaunlich sind seine Werke, bewundernswert ist sein Erfolg. Reicher Segen lohnte die Thätigkeit eines Mannes, der, so erzeugt und so erzogen, von solchem Geiste erfüllt in die Schranken trat.

Nachdem er zu Anfang mit dem ersten Sinne, mit der unermüdblichen Sorgfalt und Gründlichkeit, die ein Grundzug seines Charakters war, dem Studium der Gesetze obgelegen, welche das heilige Recht im Staate regeln und den Besitz des Wohlgefinnten schützen, trat er in den Dienst eben dieses Staates ein und erwarb sich in Ausübung seiner Rechtskenntnis jene Umsicht, Gewandtheit und reiche Erfahrung, welche ihn später befähigten für seine großartige Mitarbeiterchaft an dem fernern Ausbau unsrer staatlichen Institutionen.

Dem nicht lange duldete es seinen strebenden und für das Wohl seiner Mitbürger glühenden Geist in dem engen Kreise seiner ersten Thätigkeit. Er verlegte den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit gar bald in die einflußreichsten und segensreichsten, in die glorreichsten Zirkel der menschlichen Gesellschaft.

Niemand, meine Leidgenossen, niemand unter euch wird mich mißverstehen, wenn ich sage, daß die großen und schönen Aufgaben seines Lebens in der That die allerglorreichsten Zirkel der menschlichen Gesellschaft zur Peripherie hatten.

Dem welche Kreise wären mehr zu verehren als diejenigen, welche berufen sind, das Volk gegenüber der Regierung zu vertreten, und als diejenigen, welche ich hier die Säemänner des Staates nennen möchte, indem ihnen großartige wirtschaftliche Ausstaaten obliegen?

Im menschlichen Körper, meine Freunde, ist das Blut der Träger des Lebens. Alle Funktionen des Leibes, die Ernährung, die Verdauung, die Bewegung der einzelnen Glieder, das Atmen der Lunge, alles hat nur den einen Zweck, ein gutes, reines Blut zu schaffen, welches, durch Millionen kleiner Kanäle bis in die letzten Hautteilchen des Leibes hindurchlaufend und so den ganzen Körper belebend und erfrischend, im eigentlichen Sinne das Lebenselement des Menschen genannt werden kann.

Was das Blut für den Körper des Menschen, das ist das Geld für den Körper des Staates. Denn als das Äquivalent aller Dinge, als diejenige Waare, für welche jede andere eingetauscht werden kann, als derjenige Besitz, welcher jedem Bedürfnis abhelfen kann, durchrinnt es als nahrungspendender Strom alle Glieder der Gesellschaft und repräsentirt gleich dem Blute recht eigentlich die lebendige Seele.

Wie nun aber das Blut, wenn es stagnirt und am pulsirenden Umlauf gehindert wird, zu einem tödtlichen Gift für den Körper werden muß, indem es seine Reinheit verliert und die ungeläuterten Bestandteile hier bedrohlich ansammelt, dort einzelne Glieder leer läßt, so muß auch das Geld, wenn es stagnirt, wenn es in der toten Hand festliegt, wenn es sich in dominirenden Grundbesitz anhäuft, oder wenn es von der Regierung in falscher Weise verwandt wird, ebenfalls zu einem Gift für den Staat werden.

Deshalb sind die Männer, welche, gleich dem hier ruhenden, es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, den Umlauf dieses Staatsblutes zu regeln, welche erkannt haben, daß der Staat ein Organismus ist, an dem man nicht herum-pfuschen darf nach Laune mächtiger Dilettanten, sondern welcher von weisen Ärzten nach den neuesten Ergebnissen der Wissenschaften behandelt sein will — deshalb sind diese großen Nationalökonomien, nämlich diese Männer der praktischen Wirtschaftslehre die nützlichsten, die achtungswertesten, die einflußreichsten, die segensreichsten, und darum die vornehmsten Bürger.

Sie vollbringen großartige organische Schöpfungen, welche recht eigentlich als das Produkt der Gegenwart, als die Spitze und Krone der modernen wirtschaftlichen Entwicklung zu betrachten sind, sie sind die Segensspender des Kulturstaates, indem sie vielfältige Anregung zu neuer produktiver Arbeit geben. Die allerhöchste Wirksamkeit, die schönste Bethätigung staatsmännischer Einsicht, meine Freunde, so lange dem einzelnen geistvollen und unternehmenden Manne in freier Konkurrenz freie Hand gelassen wird, und solange nicht die Regierung selbst, befangen im irrtümlichen Erfassen ihrer Aufgabe, sich unterfängt, den Staat selbst zum Unternehmer und zum Regulator des Blutumlaufs machen zu wollen.

Denn damit richtet sie nur unheilbare Verwirrung an, indem sie alle niedrigen Leidenschaften entfesselt und die wirren Zustände des Mittelalters, eine despotische Herrschaft im Kampfe mit zügellosen Massen, heraufbeschwört.

Zu den kühnsten und glücklichsten, weil fähigsten und erleuchtetsten dieser praktischen Wirtschaftler gehörte dieser Mann!

Was soll ich aber reden von seiner politischen Wirksamkeit im eigentlichen Sinne des Wortes, von seiner Thätigkeit als Vertreter seines Volks?

Meine Leidgenossen — arm und schwach ist ja mein Mund im Vergleich mit dem, der hier für immer geschlossen ist. Was könnten meine Lippen vorbringen, was könnten sie erzählen, berichten und vortragen, was nicht dieses Entschlafenen beredete Zunge in Donnerwort für alle Zeit schon verkündigt hätte, so daß es euch wie mir hell und klar, mit siegreicher Überzeugung eingeprägt im Herzen steht? Er war unser, er war ein Sohn der Freiheit, er war ihr würdigster Sohn, das sagt genug, das sagt alles.

Stets in den vordersten Reihen zu sehen, den Seinen voranleuchtend, stets bereit, die Brust voll Mannesmut als einen Wall entgegenzusetzen dem mächtigen Andrängen der gegnerischen Parteien sowie einer nach Allgewalt strebenden Regierung, war er unser aller Hort, unser aller Stolz, unser aller Stütze, unser aller Freund. Das Banner in seiner Faust war in der heftigsten Schlacht stets erhaben flatternd zu sehen, ein Sammelpunkt der Partei, ein Hoffnungstern den Zaghaften, ein Zeichen des lockenden Sieges den Mutigen.

So ist er denn auch edel gefallen! Mitten im Kampfe entsank die Waffe seiner Hand, ohne daß er die Schwäche des Alters kannte. Ihn raffte die eigne Tugend dahin, er erlag unter der Überbürdung mit geistiger Arbeit.

Von seinen häuslichen Tugenden, von seinem guten Herzen, von seiner den Freunden stets offenen Hand schweige ich. Diese Vortrefflichkeiten, die ihn unsrer Liebe wert machten, haben bessere Redner als ich schon zum Gegenstande genommen. Mir genügt es, zu sagen, daß wir ihn liebten, wie wir ihn achteten.

Meine, nur unvollkommen zwar erfüllte, liebe Pflicht war es, an seine Bedeutung als Staatsbürger erinnert zu haben und als Staatsbürger euch zuzurufen: Gedenket seiner, um ihm nachzuahmen!

So sprach der berühmte Gelehrte.

Aber je mehr in den weiten Kreisen derjenigen, welche dem Verstorbenen ferner standen, bei seinen politischen und Geschäftsfreunden sein Andenken in preisendem Tone gefeiert und hochgehalten wurde, desto schmerzlicher empfand seine Familie den geheimen Dorn ihres Wissens. Den ehrenwerten Männern, welche durch naher Verwandtschaft Bande mit ihm verknüpft gewesen, erschienen die Lobeserhebungen an seinem Grabe als ein erschlicherer Ruhmeskranz, und besonders der alte Dr. Stahlhardt hörte mit gesenktem Haupte und finstern Blicke diese aus Wahrheit und Irrtum gewobenen Reden mit an.

Schmerzlich empfand außer Sylvia namentlich auch die ihr geistesverwandte Schwester des Toten, Frau Clara Stahlhardt, diesen neuen Schlag, der die Familie traf. Sie war seit mehreren Tagen schon in tiefer, aufregender Besorgnis um Alfons, ihren geliebtesten Sohn, der in einer ihr räthselhaften Weise verschwunden war, nachdem er einen kurzen Brief zurückgelassen hatte, in welchem er eine Erholungsreise vorschlugte. Dann hatten die plötzliche gefährliche Krankheit des alten Onkels Lovendal und der Tod ihrer Schwägerin Rahel sie tief erschüttert, und nun kam in wahrhaft niederschmetternder Weise das traurige Ende ihres Bruders hinzu. Sie hatte ihn geliebt. Er war stets freundlich und gefällig gegen sie gewesen. Wenn er auch nicht im höhern Sinne ein guter Bruder gewesen war, indem er für sie eine Stütze auf dem Wege zum Guten bildete, sondern im Gegentheil sie in Eitelkeit und Ehrgeiz bestärkt und in verkehrter Erziehung ihres ältesten Sohnes unterstützt hatte, so war er doch gerade dadurch, daß er ihren Schwächen nachgab und Vorstüb leistete, ihr an das Herz gewachsen. Er war ihr Stolz gewesen, sie hatte mit Bewunderung seinen Erfolgen zugesehen, hatte sein großes Haus mit seinen glänzenden Festen gleichsam als den Ehrentempel der Familie betrachtet, und sie ward nun von dem Gefühl eines Zusammenbruchs aller sie umgebenden Verhältnisse niedergedrückt.

Sylvias Herz ward in den ersten Tagen durch die Aufregung stark erhalten. Dieses umsichtige und scharf denkende junge Mädchen entwickelte eine für ihr Alter und Geschlecht ungewöhnliche Thatkraft. Ohne nur ihre Schwestern, Brüder oder Schwäger, ohne selbst ihren Bräutigam zu Räte zu ziehen, griff sie unverzüglich ein und behielt die Leitung der häuslichen Angelegenheiten in der Hand.

Sie nahm die Schlüssel ihres Vaters an sich und durchforschte alle seine Papiere, in dem doppelten Bestreben, jede etwaige Spur, welche auf Entdeckung geheim zu haltender Dinge hätte führen können, zu vernichten und auch etwaige testamentarische Verfügungen zuerst zu erfahren. Als sie zu Hause alles durchsucht und viele Papiere, welche ihr verdächtig erschienen, verbrannt, ein Testament jedoch nicht gefunden hatte, begab sie sich mit einem Notar in die Bank, welche der Verstorbene geleitet hatte, und setzte ihre Nachforschungen in dem Schreibstische fort, vor welchem jener so oft gehofft und geseufzt hatte. Hier fand sie endlich, was sie gesucht: einen genauen Vermögensausweis, und die geheime Korrespondenz. Sie verbrannte alle jene Briefe und Bilder, ohne die ersteren gelesen zu haben und die letzteren nur eines flüchtigen Blickes würdigend. Ein Testament fand sie nicht, doch erfüllte sie die Aufstellung der Kapitalien, welche ihr und ihren Geschwistern als Erbe zufielen, mit dem Gefühl hoher Befriedigung. Sie sah sich als Erbin von mehr als einer halben Million Thalern.

Als dann aber alles geordnet war, was ihr zu ordnen als nötig erschien, als die Beerdigung vorüber, die Leidtragenden wieder abgereist waren, bemächtigte sich ihrer eine tiefe Niedergeschlagenheit und Abspannung. Sie empfand

einen wahren Widerwillen gegen den Anblick aller der Leute, welche ihr Kondolenzbesuche machten, ja sie mochte im Bewußtsein des Geheimnisses, welches ihre Brust barg, selbst die Gesichter der ihr zunächst stehenden nicht sehen.

Sie schrieb ein Billet an ihren Verlobten, worin sie ihn bat, vorläufig ihrer traurigen Stimmung halber jedes Wiedersehen und auch die Korrespondenz auszusetzen, ließ ihre Koffer packen und reiste nach Stettin ab, wo der Mann ihrer ältesten verheirateten Schwester seit kurzem in Garnison stand, und wo sie durch den Einfluß veränderter Umgebung von ihrer nervösen Abspannung sich zu erholen hoffte.

Eduard Frank las das Briefchen seiner Braut nicht mit Vergnügen. Wann bedarf sie meiner, fragte er sich, wenn nicht in den Tagen des Unglücks? Sie hat einen männlichen Geist, und ich fürchte fast, sie will mich zum Prinzgemahl machen. Doch erhielt er kurz darauf ein Schreiben aus Italien, welches seine Gedanken in eine andre Bahn lenkte und ihn mächtig bewegte. Es kam von einem fürstlichen Gönner, für den er in Rom einiges gearbeitet hatte, und der ihm ein günstiges Anerbieten machte.

In tiefer Überlegung eines entscheidenden Schrittes und voller Neigung, auf den Vorschlag einzugehen, ging er am Abend des Tages, wo beide Briefe in seine Hände gelangt waren, in seinem Zimmer auf und nieder, unentschlossen, ob er der Weisung seiner Braut gehorchen oder ihr sofort Mitteilung von der günstigen Zukunftsaussicht machen sollte, als es leise an die Thür pochte und auf seinen Ruf eine verschleierte Dame hereintrat.

Erstaunt blickte er sie an, wie sie an der Schwelle stehen blieb und ihn mit dunkeln Augen, die durch den Schleier hindurch glänzten, forschend betrachtete. Sie war von schlanker Figur, elegant gekleidet und von einer Haltung, welche die Gewohnheit der guten Gesellschaft verriet. Mit einigen kaum vernehmbar Worten entschuldigte sie ihr Kommen, ließ sich auf den Stuhl nieder, den Eduard ihr höflich bot, und schlug dann den Schleier zurück.

Das Licht der Hängelampe fiel auf ein bleiches Gesicht, in welches die Leidenschaften ihre Spuren unvergänglich eingegraben hatten, welches aber gleichwohl Eduards Künstlerauge den Anblick einer besondern und reizvollen Schönheit zu bieten schien. Der Ausdruck entschlossenen Willens, einer Energie, die im Kampf des Lebens manchen Sieg errungen haben mußte und imstande war, sich über vieles hinwegzusetzen, das Gepräge geistiger Bedeutung war unverkennbar in diesen blassen Zügen, um den kleinen vollen Mund und aus den großen, tiefliegenden Augen zu lesen. Auch kam es Eduard so vor, als sei ihm dies Gesicht nicht unbekannt, als müsse er diese eigenthümliche Stirnbildung mit dem sich aufkräuselnden Haar schon einmal gesehen haben. Er konnte sich jedoch nicht entsinnen, die Dame zu kennen; es war auch an ihr ein gewisser Zug von ermüdeter Frivolität, ein Hauch jener Blasiertheit, welche den Genuß der Hefe im Lebenskelch anzeigt, und dieser Zug entfremdete ihm wieder das Gesicht.

Sie ging, nachdem sie eine erste Verlegenheit überwunden hatte, mit der scharfen Bestimmtheit der Leute von Welt auf den Grund ihres Besuches ein.

Herr Frank, sagte sie, ich weiß Sie sind verlobt mit Fräulein Sylvia Irwisch. Ich war bekannt — befreundet — mit deren jüngst verstorbenem Vater.

Eduard sah sie voller Spannung an.

Mein Name ist Villi von Blankendorff.

Eduard verneigte sich. Er erinnerte sich, diesen Namen gehört zu haben als den einer ihrer Erzentrität und ihres leichten Lebenswandels wegen in den fashionablen Kreisen der Hauptstadt vielbesprochenen Persönlichkeit.

Ihren Namen, mein Herr, fuhr sie mit fester Stimme fort, ohne auf das sich unwillkürlich kundgebende Erstaunen ihres Gegenüber zu achten, Ihren Namen habe ich nennen hören als den eines ritterlich gesinnten Mannes und unter solchen Bezeichnungen, welche mich erwarten lassen, vor allen Mitgliedern der Familie Irwisch in Ihnen denjenigen zu erblicken, welcher am meisten geeignet und geneigt sein dürfte, einer sich in Bedrängnis findenden Dame Beistand zu leisten.

Ich bitte Sie, gnädige Frau, mir Vertrauen zu schenken.

Es ist eine delikate Sache, fuhr sie fort, die Unterlippe beißend und tief athmend, ein vielleicht ganz aussichtsloses Unternehmen. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, ehe ich nicht alles, alles versucht habe.

Eine einzelne Thräne drängte sich ihr in das Auge.

Eduard gab die Versicherung seiner Hilfe, soweit dieselbe möglich sei.

Sie schwieg einige Sekunden und fuhr dann mit leichterem Tone fort: Eine Novelle eines geistvollen Schriftstellers, der Ihnen auch bekannt sein wird, Rudolph Lindau, gab mir Veranlassung zu erneuter Hoffnung. Er stellt dar, wie klein die Welt im Grunde sei, und er zeigt, daß kein Mensch sich verstecken oder verloren gehen kann auf der Erde, daß das Netz der Wechselbeziehungen zwischen der Gesellschaft doch so eng gezogen ist in der Neuzeit, daß niemand ganz unbemerkt, ganz isolirt, ganz allein und verlassen existirt. Ich suche eine mir theure Person, und die Idee der Kleinheit der Welt ist mir unendlich tröstlich.

Meine gnädige Frau, versetzte Eduard zögernd, Rudolph Lindau mag durchaus Recht haben, insoweit es die oberen Stände betrifft, doch setze ich einige Zweifel in die Richtigkeit seiner Beobachtung, sobald wir von diesen absehen und die gewaltige Masse des niederen Volkes bedenken.

Nein, rief sie heftig, rauben Sie mir nicht meinen Trost. Ich muß sie finden, ich muß sie finden!

Es liegt mir ganz fern, Sie entmutigen zu wollen, sagte er beruhigend, auf jeden Fall seien Sie meines Beistandes gewiß.

Sie stützte den Kopf auf die Hand und erzählte mit niedergeschlagenen Augen so viel von ihrem Verhältnis zu dem Verstorbenen und so viel von ihrer Vergangenheit, wie ihr nötig erschien, um den jungen Künstler für sich und ihre

Sache zu interessiren. Sie erzählte ihm, daß sie ihre Tochter suche, die sie niemals gesehen, die sie lange Jahre hindurch tot geglaubt habe.

Es ist nicht möglich, wenigstens halte ich es gar nicht für denkbar, sagte sie dann, daß in seinen zurückgelassenen Papieren sich nicht etwas vorfinden sollte, was auf die Spur des Mädchens führen könnte. Er kam nicht so ganz ohne Fürsorge für sein Kind gewesen sein. Freilich sagte er mir, daß er selbst nicht wisse, wo das Mädchen sei, da es gegen seinen Willen den Ort seines Aufenthalts verlassen habe, aber ich weiß, daß dies nur eine List von ihm war. Er hatte Gründe, mir unbekannte Gründe, vor mir zu verheimlichen, zunächst, daß sie überhaupt lebte, später, wo sie sei. Gott verzeihe ihm diese Heimlichkeit, dies Mißtrauen, welches er in meine Absichten setzte! Es wäre furchtbar, wenn er dadurch mir meine ganze Lebenshoffnung, dem armen Kind die Mutter für immer geraubt hätte. Aber ich will es nicht glauben, ich kann es nicht glauben. Gewiß finden sich in seinen Papieren genaue Nachweise über das Kind. Darum bitte ich Sie, mein Herr, nehmen Sie sich meiner an, nehmen Sie sich des Kindes an, und suchen Sie, ohne mich zu verraten, unter seinen Papieren nach dem, was mir am Herzen liegt. Mit Hilfe Ihrer Braut oder mit Hilfe des Testamentsvollstreckers — ich bin ja mit den Verhältnissen nicht vertraut — wird es Ihnen möglich sein. Sie begreifen, daß mir nur dieser Weg übrig blieb, wenn ich einen Skandal vermeiden wollte, der mich zu Grunde richten würde.

Und Sie selbst, gnädige Frau, haben durchaus keinen Anhaltspunkt, wissen nicht einmal den Namen des Mädchens?

Ich weiß, daß sie Franziska Wilborn genannt wird. So sagte er mir wenigstens. Das ist aber auch absolut alles, was ich weiß. Ich besitze nicht einmal ein Bild von ihr. Ich habe, auf jenen Namen gestützt, Annoncen in den öffentlichen Blättern erlassen, aber durchaus ohne Erfolg.

Eduard sagte sich, daß bei der jetzigen Stimmung und bei der Verschlossenheit seiner Braut, welche sich selbst zur Testamentsvollstreckerin gemacht hatte, die Aufgabe, von ihr die Erlaubnis zum Einblick in die väterliche Hinterlassenschaft zu erlangen, keine leichte sei. Er konnte es jedoch nicht über sich gewinnen, dem Mutterherzen einer Frau, welche so sichtbarlich unter heftigen Gemütsbewegungen litt, den Kummer einer abschlägigen Antwort zu erteilen. Zugleich tadelte er sich selbst wegen seiner Besorgnis, indem er sich vorwarf, zu viel Respekt vor seiner Braut und zu wenig Vertrauen zu der Liebe zu besitzen, welche ihn mit ihr verband und welche in gegenseitiger völliger Hingebung sich zeigen mußte.

Er gab daher den fragenden Augen und dem bittenden Munde eine feste Zusage.

Sie aber mochte wohl sein Zögern bemerkt und Besorgnis von seinem Gesicht abgelesen haben, denn sie ergriff mit eindringlicher Geberde seine Hände

und sagte, ihn mit einer unvergeßlichen Miene der Sehnsucht und des Flehens gleichsam festhaltend, an sich klammernd und magnetisirend: Ich irre mich nicht, wenn ich bei Ihnen eine lebhafte Sympathie erblicke, und zugleich sagt mir mein Herz, sagt mir eine gewisse Zuversicht, daß ich in Ihnen meine Hilfe gefunden habe. Sie sind von einem gütigen Gotte mit dem Ausdruck einer edeln Seele gezeichnet. Sie werden meine Hoffnung nicht täuschen. Ich fühle in Ihrer Gegenwart eine Beruhigung, wie ich sie seit langer, langer Zeit nicht gekannt habe, und eine frohe Ahnung läßt mich neuen Lebensmut schöpfen. Dann erhob sie sich, zog den Schleier wieder vor ihr Gesicht und ging.

Er blickte ihr lange sinnend nach, in Bewunderung ihrer graziosen Haltung und ihrer sprechenden Augen, in tiefer Teilnahme für ihr Geschick.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Die monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsre Tage. Von Wilhelm von Reichenau. Gekrönte Preisschrift. Köln und Leipzig. Verlag von C. F. Mayer, 1881.

Es galt in dieser Schrift, die von Dr. Hermann J. Klein in Köln ausgeschriebene Preisaufgabe zu lösen, die beste Darstellung „der Entwicklung der monistischen Philosophie von Spinoza bis auf unsre Tage“ zu geben und zu entscheiden, „ob die letztere geeignet sei, die Forderungen des Gemüths mit den Resultaten der Wissenschaft zu versöhnen, und solcher Art an Stelle der bisher vorherrschenden Systeme die Weltanschauung der Zukunft zu werden.“

Es giebt im wesentlichen zwei verschiedene Auffassungen von dem Werte und der Bedeutung der Philosophie überhaupt. Die eine sieht in ihr die Trösterin eines zerrissenen Gemüths, die Quelle der Beruhigung für eine Seele, die durch die Einwürfe des Materialismus und des Atheismus ihre religiösen Ideale verloren hat und für die Macht der Kirche unzugänglich geworden ist. Die andre sieht in ihr nur den Kompaß, um in allen Wissenschaften den richtigen Weg, der zur Wahrheit führt, finden zu können. Für sie fällt die Metaphysik zusammen mit der Erkenntnistheorie, und es ist ihr überall nur um die richtige Erwägung der Kräfte unsers Erkenntnisvermögens zu thun, um zu entscheiden, was wir wissen können und was nicht, was wir mit Recht erforschen können, und was wir vermeiden müssen als über die Grenzen unsers Vermögens hinausgehend. Eine dritte Auffassung, die sich sehr häufig aus der ersten entwickelt und vielleicht die verbreitetste ist, lassen wir beiseite, nämlich die, daß die Philosophie überhaupt entbehrlich und überflüssig sei, höchstens zu gestatten als Luxus für reiche Leute in ihren Mußestunden, wenn sie nichts Nützlicheres zu thun haben, im Grunde aber eine bedenkliche und gefährliche Sache, welche die Menschen zu unpraktischen Träumern und Schwärmern macht.

Der ersten Auffassung ist der Verfasser der vorliegenden Schrift ergeben. Er „rang nach einem System, in dem sein Denken Beruhigung finden würde. Er folgte dabei unbewußt der großen Entwicklungsbahn der Menschheit; vom streng religiösen Standpunkte ging er allmählich zum schroffsten, geistableugnenden Materialismus über, der ihn jahrelang befangen hielt. Es waren die ersten philosophischen Schriften Noirs, welche ihn die Einseitigkeiten dieser Lehre erkennen